

# Die Melusine Thüring von Ringoltingens und das Berner Münster

Jan K. Hon

Mit dem Bau des Berner Münsters ist die Entstehung eines wichtigen Werks der spätmittelalterlichen deutschsprachigen Literatur verbunden: Der Kirchenpfleger Thüring von Ringoltingen – das Amt hatte er seit 1447 innegehabt<sup>1</sup> – schloss die Arbeit an seiner deutschen Prosa-Übertragung des französischen Versromans über die Fee Melusine aus der Feder des Dichters Coudrette an einem symbolträchtigen Tag ab, nämlich am «donrstag nächst nach sant vincenzen tag» des Jahres 1456 (175).<sup>2</sup> Der Hinweis auf den Stadt- und Kirchenpatron in Thürings Epilog lässt an der Verknüpfung mit Bern und dem dort gerade entstehenden Münster keinen Zweifel.<sup>3</sup> Im Vergleich zu den älteren französischen Bearbeitungen des Melusinenstoffs war Thürings Anliegen, den Melusinenmythos für politische Zwecke zu instrumentalisieren, jedoch komplexer und in gewisser Hinsicht heikler. Die beiden französischen Fassungen, die Thürings Werk vorausgingen, dienten jeweils eindeutigen Bedürfnissen eines konkreten Adelsgeschlechts: Thürings unmittelbare Vorlage, Coudrettes Melusine-Epos aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, wurde im Auftrag der Herren von Parthenay verfasst. Die nur wenig ältere Prosafassung von Jean d'Arras aus dem späten 14. Jahrhundert richtete sich wiederum an die Herren von Berry.<sup>4</sup> Die beiden französischen Adelsgeschlechter leiteten ihren Ursprung traditionell von der sagenhaften Fee Melusine ab, die zwar nicht wie angestrebt durch ihre Ehe mit einem irdischen Mann dem Fluch ihrer Mutter entkommen konnte, ihr Versuch jedoch immerhin die Gründung einiger mächtiger Herrschergeschlechter zur Folge hatte. Aufgabe von Coudrette wie Jean d'Arras war es also «lediglich», dieses mythologisch-genealogische Wissen literarisch umzusetzen und es dem Verhältnis des jeweiligen Geschlechts zum besagten Mythos anzupassen.<sup>5</sup> Thüring und die Berner Twingherren, zu denen der Verfasser gehörte, konnten freilich nicht solch ein direktes Verhältnis zum Melusinenmythos für sich behaupten.

Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zeichnete sich durch kulturgeschichtliche Wandlungen aus, die viele ältere Konventionen infrage stellten, und das selbstverständlich auch im Bereich der literarischen Kommunikation. Dieser Wandel betraf auch etwa solche Fragen, was ein historisch wahres Erzählen ausmacht oder wie man als Leser mit Erzählungen umzugehen hat, von denen man weiss, dass sie von fiktiven Ereignissen berichten. Ich möchte im Folgenden zeigen, dass es wohl gerade dieser spätmittelalterlich «verunsicherte» Status literarischen Erzählens war, der es Thüring ermöglichte, den Melusinenstoff für standespolitische Interessen im Bern des 15. Jahrhunderts in Anspruch zu nehmen, und zugleich fragen, inwiefern sich eine ähnliche «Verunsicherung» auch in Bezug auf sakrale Bauten wie das Berner Münster feststellen lässt.

## **Die Bauten der Melusine – die Bauten in der Melusine**

Die folgenden Überlegungen gehen also primär dem Geltungsanspruch von Thürings Roman als Medium ständischer Selbstrepräsentation nach. Für diese Fragestellung ist zunächst nebensächlich, inwiefern man den Text als «Spiegel eigener Lebensformen und Lebenspläne [Thürings] lesen» kann.<sup>6</sup> Freilich finden sich in ihm zahlreiche Stellen, die sich in der einen oder anderen Weise auf den sozialen Status des Verfassers und seiner Familie beziehen lassen. In allererster Linie gehört hierzu der allgegenwärtig thematisierte soziale Aufstieg Reymonds und seiner mit Melusine gezeugten Nachkommen. Im Hinblick auf mögliche Zusammenhänge mit dem Münsterbau sind dann insbesondere die vielen Momente zu beachten, die Genealogie und Machtstiftung mit einem regen Bauprogramm verbinden. Eine zentrale Rolle kommt hier, wie zu erwarten ist, dem Stammschloss Lusignan/Lusiniens zu, dessen Gründung zugleich als Stiftungsmoment des ganzen Geschlechts und Mittelpunkt allen Geschehens inszeniert wird: Mit dem Bau des Schlosses fängt die Herrschaft von Reymond und Melusine erst wirklich an; von hier aus erobern die Söhne die Welt; hier treffen die Nachrichten über die Erfolge der Nachkommen ein; hier erscheint schliesslich die Ahnherrin als Gespenst auch nach ihrem Hinscheiden bis in die historische Vergangenheit «nach der Erzählung». Das Schloss steht somit nicht nur am Anfang der erzählten Genealogie, sondern verkörpert gleichzeitig ihr Fortbestehen. Und auch die Ausbreitung des Geschlechts ist eng mit Bautätigkeit verbunden – insbesondere am Anfang, als die Geburt eines Sohnes nach dem anderen von unzähligen durch Melusine gestifteten Neubauten begleitet wird. Im Kontext von Thürings Tätigkeit als Kirchenpfleger ist auch der Schluss der Erzählung beachtenswert: Als Reymonds und Melusines Sohn Geffroy im Sterben liegt, vergisst der Text nicht, zu betonen, dass dieser «macht vnd ordnet beÿ seinem leben das alle sein schuld bezalt wurden mit parem gelt» (172). Das erinnert direkt an das von Thüring geführte St. Vinzenzschuldbuch. Diese und ähnliche Stellen mögen für Thüring besonders wichtig gewesen sein. Doch das ändert nichts daran, dass kaum etwas davon direkt von Thüring stammt. Er gibt den Inhalt grösstenteils getreu nach Coudrettes Vorlage wieder. Auffällig und für das Anliegen der deutschen Bearbeitung entscheidend sind hingegen einige neue Akzente, die Thüring gegenüber seiner Vorlage setzt und die eine besondere Einstellung zu den geschilderten Ereignissen (und Bauten) erkennen lassen.



Geffroy im Gespräch mit einem Mönch vor einer Baustelle. Illustration aus  
Thüring von Ringoltingens *Melusine* (1473/74). – ULB Darmstadt, Inc IV 94, 80r.

Zwei Beispiele sollen dies illustrieren: Als am Anfang der Erzählung Melusine Reymond rät, sich das ihm zustehende Lehen schriftlich bestätigen zu lassen, erteilt sie ihm einige Ratschläge bezüglich der Form der Urkunde. Diese unterscheiden sich in den beiden Fassungen in manchen Details. Coudrettes Melusine sagt Reymond, er solle sich in dem Schreiben (*lettre*) die Ursache (*cause*), die Gelegenheit (*achoyson*) sowie den Grund der Gabe bestätigen lassen und der Brief solle den Tag der Übergabe des Lehens angeben.<sup>7</sup> Im deutschen Text ist hingegen nicht vom Datum der Gabe die Rede, sondern einfach von «tag» und «iar mit rechtem datum» (27), was sich offenbar nicht auf den Akt der Übergabe, sondern auf das Dokument selbst bezieht. Dies bestätigt kurz darauf die Darstellung der Übergabe: Dort heisst es im französischen Text, dass im Brief «der Tag» angegeben worden sei, an dem Reymond «die Gabe erhielt und sie ihm überreicht wurde»,<sup>8</sup> während im deutschen Text «das datum des iares vnd tags schon ward auch darinn gesezt», und das unter Anwesenheit von «gezeügen» (31). Der deutsche Text thematisiert also nicht primär die Beglaubigung des Aktes selbst, sondern die des Dokuments, das jenen Akt bezeugt.

Das zweite Beispiel bietet ein eigenständiger Zusatz Thürings, jenes Exempel, das den Glückswechsel in der Erzählung markiert und in einigen Textzeugen dem Heiligen Augustinus, in einigen (korrekt) dem Heiligen Ambrosius zugeschrieben ist. In diesem Exempel wird erzählt, wie der Heilige und seine Jünger Herberge bei einem Wirt ablehnen, nachdem sich gezeigt hat, dass dieser mit seinem materiellen Glück prahlt und jegliche Demut vor Gott verweigert. In derselben Nacht wird sein Haus von der Erde verschlungen. Denselben Ort könne man angeblich noch Jahrhunderte später an einer grossen Grube in der Erde erkennen. Der Text der *Legenda aurea*, den Thüring paraphrasiert, erklärt diesen Umstand dadurch, dass die Grube eine Erinnerung daran sei, wie sich die Erde öffnete, die den demutslosen Wirt verschlang.<sup>9</sup> Nach Thüring handele es sich bei der Grube hingegen um Fundamente des Wirtshauses, das an dem Ort gestanden haben soll.<sup>10</sup>

Die beiden Veränderungen Thürings mögen zunächst etwas kleinteilig erscheinen. Gemeinsam ist ihnen jedoch, dass jeweils die Aufmerksamkeit auf den Status der Objekte gelenkt wird, die das geschilderte Geschehen bezeugen sollen. Thüring konzentriert sich dabei insbesondere darauf, wie die Geltung dieser Objekte als Evidenz des Geschehens gestiftet wird. Im Fall der Lehensurkunde stehen die Datierung und die Zeugen im Vordergrund, im Fall des Augustinus- beziehungsweise Ambrosiusexempels die Plausibilität sowie die Materialität des Zeugnisses – sind doch die Fundamente ein direkter Bestandteil

jenes Baus, über den die Geschichte erzählt. Es lässt sich also im Allgemeinen sagen, dass bei Thüring mehr als bei Coudrette die Produktion von Evidenz im Mittelpunkt steht. Und es ist gerade dieser Fokus, der auch für den Geltungsstatus von Thürings eigenem Werk eine zentrale Rolle spielt.

### **Melusine als historische Evidenz**

Viele Stellen, insbesondere in den Paratexten, zeigen, dass Thüring seine ganze Bearbeitung des Melusine-Romans als Evidenz für die historische Wahrhaftigkeit des Erzählten geltend macht.<sup>11</sup> Wie gleich das Incipit betont, «seind auch von ir (d. h. Melusine, JKH) komen gar grosse mëchtige geschlêcht», was beweise, «das dise hÿstory war vnd gerecht an ir selbs also ist» (11). Am Schluss nennt Thüring sogar einen eigenen Gewährsmann aus dem Haus Erlach, der viele der Bauten, die Melusine gebaut haben soll, gesehen habe (175). Es sind also auch hier Bauten, die als historische Evidenz instrumentalisiert werden – diesmal im Hinblick auf den historischen Wahrheitsanspruch der ganzen Erzählung. Nun stellt sich jedoch die Frage, welchem Zweck diese Evidenz eigentlich dienen sollte – wurde doch gesagt, dass weder Thürings Familie noch die Berner Twingherren direkte verwandtschaftliche Verbindungen zu jenen französischen Adelsgeschlechtern vorweisen konnten, die ihren Ursprung von der mythischen Fee ableiteten. Wie also stellt Thüring eine Verbindung zwischen dem, was er erzählt, und seinem Berner Publikum her?<sup>12</sup>

Eine Antwort auf diese Frage bieten ebenfalls die Paratexte, doch nicht primär dadurch, was sie sagen, sondern vielmehr dadurch, *wie* sie es tun. Bei ihrer Betrachtung fällt ein scheinbar nebensächliches Detail auf: Obwohl der deutsche Text durchgehend mithilfe von Überschriften gegliedert ist, stehen diese nur selten dort, wo man dem Wortlaut nach eine Grenze zwischen einzelnen geschlossenen Texteinheiten setzen würde. So macht gleich die erste Überschrift zwar den Eindruck, als trenne sie den Prolog vom ersten Kapitel, am Anfang dieses mutmasslichen ersten Kapitels wird jedoch weiterhin ein Thema verhandelt, das man eigentlich im Prolog erwarten würde, nämlich die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Romans bis zu Thürings eigener Übertragung ins Deutsche. Erst nach dieser Darstellung geht Thüring ohne jegliche grafische Markierung (also aus der Sicht des Layouts mitten im ersten «Kapitel») zum eigentlichen Erzählen über. Der Übergang von Aussagen *über* das Erzählen zum Erzählen selbst ist also fließend. Am Schluss der deutschen *Melusine* ist dieser Übergang sogar noch undurchsichtiger: Das Erzählen über Geffroys Tod ver-

mischt sich scheinbar ungeordnet mit Aussagen über seine angebliche Nachkommenschaft in der ausserliterarischen, «realen» Geschichte und mit Hinweisen auf die Entstehung des Romans, sodass man keinen einzelnen Punkt identifizieren kann, an dem Thüning das Erzählen verlässt und zum Epilog übergeht. Die beiden Textschichten – die Erzählung und die Aussagen *über* die Erzählung – sind hier de facto untrennbar.

Dies lässt sich zum Teil medial-historisch erklären. Das Layout der frühen Textzeugen – sowohl der überlieferten Handschriften als auch der ersten Drucke – orientiert sich noch sehr stark an den für Manuskripte typischen Konventionen. Zur Zeit der Textentstehung hatten sich noch nicht die später gängigen Gewohnheiten etabliert, nach denen etwa Paratexte vom Kerntext oder einzelne Paratexttypen untereinander unterschieden werden konnten. Vor der Etablierung des Buchdrucks war nicht immer klar – oder zumindest nicht eindeutig grafisch markiert –, wo etwa Epiloge anfangen oder wann es sich um eine Bildbeischrift und wann um eine Kapitelüberschrift handelte. Thüning scheint diese Ununterscheidbarkeit jedoch programmatisch auszuloten, als sei es geradezu sein Ziel, zwischen der erzählten Welt und seiner eigenen, empirischen Welt, in der er seinen Roman schreibt, jegliche Grenzen zu verwischen. Wie Jan-Dirk Müller pointiert: «Teil des Romans ist also auch die Geschichte seiner Aufzeichnung.»<sup>13</sup> Doch Teil dieser Aufzeichnungsgeschichte, und somit Teil der Erzählung, ist ja auch Thüning selbst. Auf diese Weise schreibt sich also der Verfasser – in seiner Auffassung wohl stellvertretend für die Berner Bürger – in die erzählte Geschichte ein.<sup>14</sup> Aus moderner Sicht ist es freilich eine sonderbare Konstellation: Denn hier wird historische Evidenz gleichzeitig produziert, verifiziert und für sich in Anspruch genommen.

### **Alternative Lesarten**

Die *Melusine* war ein echter literarischer Erfolg. Schon bald nach seiner Entstehung wurde der Text in zahlreichen Auflagen an mehreren Orten Südwestdeutschlands gedruckt.<sup>15</sup> Das spricht eindeutig dafür, dass er unmittelbar nach seiner Entstehung nicht ausschliesslich im Kontext der Berner Gesellschaft und im Zusammenhang mit konkreten standespolitischen Fragen rezipiert wurde. Offenbar gelang es Thüning, eine Erzählung herauszubringen, die das Potenzial besass, ein viel breiteres Publikum anzusprechen, und das nicht als ein historisches Zeugnis, sondern als fiktionaler Roman. Für diesen Rezeptionswandel gibt es mindestens zwei frühe deutliche Hinweise: Zum einen eine weitere Ber-

ner Übertragung aus dem Französischen, nämlich Wilhelm Zielys Bearbeitung der Romane *Olwier und Artus* und *Valentin und Orsus* aus dem Jahr 1521, zum anderen die spätestens 1547 entstandene tschechische Übersetzung der deutschen *Melusine*. Wilhelm Zielys Vorrede und Nachwort zu seiner Doppelübersetzung lassen sich als indirekte, aber sehr deutliche Kritik an Thürings *Melusine* lesen. In seinen Ausführungen verfolgt er das genaue Gegenteil von Thürings Anliegen: Statt die historische Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen zu betonen, verteidigt er den potenziellen ästhetischen und moralischen Nutzen von fiktiven Geschichten, tadelt jene Erzähler, die solche Geschichten nicht glaubhaft darzustellen vermögen, und bietet eine Reihe von Kriterien dafür, was ein glaubhaftes Erzählen ausmacht, an allererster Stelle der logische Aufbau.<sup>16</sup> Die unübersehbare Anspielung auf Thürings Text gleich im ersten Satz von Zielys Vorrede macht es unwahrscheinlich, dass mit den unglaublichen Erzählungen nicht in erster Linie auch Thürings *Melusine* gemeint war.

Die tschechische *Melusine*-Übersetzung greift wiederum in einer Weise in den Text ein, die sich zugleich als Umsetzung von Zielys Kriterien und Anpassung an moderne Erzähltheorien verstehen liesse:<sup>17</sup> Das Incipit, das die historische Wahrhaftigkeit betont, fällt weg, die Bezüge zu historischen Figuren und Objekten in Prolog und Epilog werden durch Tilgungen oder Verstümmelungen geschwächt, die Reihenfolge einzelner Passagen wird nach chronologischen bzw. kausallogischen Kriterien dort verändert, wo sie im Original konfus war, die Kapitelüberschriften werden neu gesetzt, sodass sie geschlossene Erzähleinheiten einleiten. Und gerade diese letzte Art der Eingriffe geht auch Hand in Hand damit, dass der Prolog und teilweise auch der Epilog neu organisiert sind, sodass alle Aussagen *über* die Erzählung aus der eigentlichen Erzählung heraus verbannt wurden. Das hat unter anderem zur Folge, dass die erzählte fiktionale Welt eindeutig von der empirischen Welt und damit auch die Stimme des Erzählers von der des realen Autors bzw. Übersetzers abgetrennt wurden. Mit anderen Worten: der tschechische Übersetzer verstand seine Vorlage als einen fiktionalen Text und passte sie diesem Verständnis auch formal an. Es ist dabei kaum vorstellbar, dass erst der tschechische Übersetzer aus der *Melusine* einen fiktionalen Text machte. Vielmehr ermöglichte es ihm der Akt des Übersetzens, den Text der dominanten allgemeinen Rezeptionsweise formal anzupassen.

Das aber bedeutet auch, dass Thürings Versuch, den Melusinenstoff zu «historisieren», nur *eine* von mehreren Rezeptionsmöglichkeiten darstellte, die offensichtlich ausserhalb von Bern kaum an Relevanz besass. So nahm Thüring die gerade erst entstehende Gattung des Prosaromans für Zwecke in Anspruch, die ihr – wie die anderweitige Rezeption zeigt – eigentlich nicht eigneten. Und

dennoch dürfte solch eine scheinbar willkürliche Inanspruchnahme eines Erzählstoffs charakteristisch sein für die allmähliche Etablierung der Gattung an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. Den Vorreden mancher späterer deutscher Prosaromane lässt sich entnehmen, dass sich das erst langsam wachsende Bewusstsein einer Romanpoetik an der autonomen Urteilskraft individueller Leser orientierte, an deren konkrete Bedürfnisse und Identifikationsphantasien man schliesslich nie feste Grenzen setzen kann.<sup>18</sup>

### **Ausblick mit Fragezeichen: Melusine und St. Vinzenz**

Lassen sich diese Überlegungen zu Thürings literarischem Werk auf das Bauwerk beziehen, das er zur Zeit der Arbeit an seiner *Melusine*-Bearbeitung als Kirchenpfleger der St. Vinzenzenkirche betreute? Ich vermag die Antwort an dieser Stelle nicht anders als in Form von weiteren Fragen an die Kunsthistoriker zu formulieren. Die Forschung zur gotischen Architektur hat gezeigt, dass etliche deutsche Städte ihre Pfarrkirchen im Spätmittelalter nach dem Vorbild monumentaler Kathedralen konzipierten und somit eine architektonische Form für sich in Anspruch nahmen, die ursprünglich der höheren kirchlichen Autorität vorbehalten war. Ein entscheidendes Vorbild war das Strassburger Münster, an dessen Bau sich die Stadtgemeinde massgeblich beteiligte.<sup>19</sup> Solch eine Nachahmung einer Pfarrkirche, die zugleich als Bischofssitz diente, hat jedoch freilich mehr als nur einen symbolischen oder repräsentativen Charakter. Sie schafft einen sakralen Raum, in dem der Bürgerschaft eine Form der Teilhabe an göttlicher Präsenz eröffnet wird, die sonst nur über die Vermittlung der kirchlichen Gewalt möglich sein dürfte.

Lässt sich in dieser medialen Strategie der Selbstrepräsentation nicht eine Parallele zu Thürings Versuch sehen, die Stadtgemeinde in die Genealogie eines fremden Adelsgeschlechts einzuschreiben? Und ähnelt eine derartige Inanspruchnahme eines sakralen Raums für partikulare lokale Interessen nicht jener Individualisierung der literarischen Rezeption, die für die Entstehung des Prosaromans prägend war? Beiden Nachahmungsgesten wäre gemeinsam, dass sie (unwillkürlich?) neue Kunstformen hervorbrachten, die sich in einer neuen Funktion an ein neues – oder zumindest verändertes – Publikum wandten.



---

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zu Thürings Biografie vgl. Bartlome, Vinzenz: Thüring von Ringoltingen – ein Lebensbild. In: Schnyder, André (Hrsg.): *Melusine* (1456). Band II. Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, 49–60.
- <sup>2</sup> *Die Melusine* wird zitiert mit einfacher Seitenangabe nach Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten. Frankfurt am Main 1990 (Bibliothek deutscher Klassiker, 54), 9–176.
- <sup>3</sup> Vgl. zum historischen Kontext der Entstehung von Thürings *Melusine*: Müller, Jan-Dirk: *Melusine in Bern*. Zum Problem der «Verbürgerlichung» höfischer Epik im 15. Jahrhundert. In: Bumke, Joachim et al. (Hrsg.): *Literatur, Publikum, historischer Kontext*. Bern 1977 (Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte, 1), 29–77.
- <sup>4</sup> Vincensini, Jean-Jacques (Hrsg.): *Jean d'Arras, Mélusine ou La Noble Historie de Lusignan*. Roman du XIV<sup>e</sup> siècle. Nouvelle édition critique. Paris 2003, Einleitung.
- <sup>5</sup> Eingehend Nejedlý, Martin: *Středověký mýtus o Meluzině a rodová pověst Lucemburků*. 2. Aufl. Praha 2014; zu den genealogischen Strukturen in *Melusine*-Erzählungen Kellner, Beate: *Ursprung und Kontinuität*. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter. München 2004, 414–471.
- <sup>6</sup> Vgl. Schnyder, André: *Literarische Aspekte des Werks*. In: Thüring von Ringoltingen: *Melusine* (1456). Nach dem Erstdruck Basel: Richel um 1473/74. Hrsg. v. André Schnyder in Verbindung mit Ursula Rautenberg. Bd. II. Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, 115–137, hier 120.
- <sup>7</sup> Roach, Eleanor (Hrsg.): *Coudrette. Le Roman de Mélusine ou Histoire de Lusignan*. Paris 1982, hier V./727–734.
- <sup>8</sup> Ebd., 878–881.
- <sup>9</sup> In eodem autem loco fovea quaedam profundissima remansisse dicitur, quae usque hodie in huius facti testimonium perseverat. Hauptfl, Bruno W. (Hrsg.): *Jacobus de Voragine, Legenda aurea*. Goldene Legende. Freiburg im Breisgau 2014, 792.
- <sup>10</sup> Vnd man sicht noch hewt zú tagen die grüben desselbigen hawß» (95).
- <sup>11</sup> Zum «historia»- und Fiktionsbegriff im Prosaroman vgl. Müller, Jan-Dirk: *Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung*. In: *IASL 1. Sonderheft* (1985), 1–128, hier 61–75.
- <sup>12</sup> Mit den folgenden Fragen habe ich mich ausführlicher in meiner Dissertation auseinandergesetzt; Hon, Jan K.: *Übersetzung und Poetik. Der deutsche Prosaroman im Spiegel tschechischer Übersetzungen der Frühen Neuzeit*. Heidelberg 2016 (Studien zur historischen Poetik, 21), 23–83.
- <sup>13</sup> Müller, Jan-Dirk: *Text und Paratexte. «Melusine»-Drucke des 16. Jahrhunderts*. In: Rautenberg, Ursula et al. (Hrsg.): *Zeichensprachen des literarischen Buchs in der Frühen Neuzeit*. Berlin/Boston 2013, 17–31, hier 19.
- <sup>14</sup> Dass in die Entstehung eines Werks wie der deutschen *Melusine* die breitere Berner Bürgerschaft eingeweiht war, lässt sich angesichts der sozialen Rolle der Herrenstube «zum Narren und Distelzwang» vermuten, zu der Ratsherren, Junker und auch Schreiber gehörten. Ich danke Vinzenz Bartlome für den Hinweis. Vgl. auch Müller (wie Anm. 3), 38, und Bartlome (wie Anm. 1), 55.
- <sup>15</sup> Detailliert zur *Melusine*-Überlieferung zuletzt Behr, Martin: *Buchdruck und Sprachwandel. Schreibsprachliche und textstrukturelle Varianz in der «Melusine» des Thüring von Ringoltingen (1473/74–1692/93)*. Berlin/Boston 2014 (Lingua Historica Germanica, 6).

- <sup>16</sup> Ziely, Wilhelm: «In disem bûch werden begriffen vnd gefunden zwo wunderbarlicher hystorien [...] Die erst hystori von zweyen trûwen gesellen / mit namen Olwier [...] vnd Arto [...] Die ander hystori sagt von zweyen brüderen Valentino vnd Orso [...]», Basel 1521. Vgl. hierzu mit Hinweisen auf weitere Forschungsliteratur die alternative Interpretation bei Putzo, Christine: Wilhelm Ziely (Olwier und Artus, Valentin und Orsus, 1521) und das Fiktionsproblem des frühneuhochdeutschen Prosaromans. In: *Oxford German Studies* 40,2 (2011), 125–152; Hon (wie Anm. 12), 183–187.
- <sup>17</sup> Zum folgenden detailliert ebd. 23–83.
- <sup>18</sup> Vgl. mehr dazu ebd. 175–213.
- <sup>19</sup> Vgl. dazu etwa Schurr, Marc Carel: *Gotische Architektur im mittleren Europa 1220–1340. Von Metz bis Wien*. München/Berlin 2007, 209–246. Zum Berner Kontext vgl. Némec, Richard: Workshop zum Berner Riss, Historisches Museum Bern, 17. und 18.2.2012. Ein Tagungsbericht. In: *architectura* 42/2012, 31–50; ders.: Tradition, Innovationen oder Rückständigkeit? Medialitätsstrategien der reichsstädtischen und eidgenössischen Eliten an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. In: Oberste, Jörg; Ehrich, Susanne (Hrsg.): *Die bewegte Stadt. Migration, soziale Mobilität und Innovation in vormodernen Großstädten*. Regensburg 2015, 165–187.

